Legenden aus dem Kriege. — Von Kurt Münzer, Berlin.

Die Mutterhand.

Auf der Verfolgung der Russen marschirte in seiner Compagnie ein fröhlicher Schlesier mit über die Grenze, ein junger Soldat, dem der Krieg eine Lust war. Sie marschirten in die Dämmerung, in die Nacht hinein, und als ein Gehölz von Erlen sie aufnahm, geriethen sie ganz in die Dunkelheit. Aber dieser Waldboden war sumpfig, und es galt, sich auf den schmalen Pfaden zu halten, die Vorangehende gekennzeichnet hatten. Es war eine milde Augustnacht, ganz still, ohne fernes Schlachtengrollen, und hier und da fiel ein Stern, als ahmte der Himmel Leuchtraketen und Minenbogen nach. Und da gerieth der Soldat in's Träumen. Er dachte an Hirschberg, seine Stadt am Gebirge, und das Haus auf dem Anger, wo seine blasse Mutter ihm nachsorgte. Stärker als zuvor, heißer denn je erfüllten ihn Liebe und Sehnsucht nach der stillen, einsamen Frau und durchflutheten ihn wie ein Schmerz.

Dabei hatte er sich unbewußt vom Zuge getrennt; plötzlich lag zwischen schlanken Bäumen eine dämmernde Lichtung vor ihm, über die ein feiner Duft, ein Nebelstreif hinwallte, und zugleich dünstete es ihm herb, faul, feucht entgegen. Er that noch einen Schritt — aber mit diesem Schritt sank er ein. Es war Moor und Sumpf, und das Grundlose nahm ihn schnell, lautlos und unwiderstehlich in sich auf.

So schnell geschah dieses Furchtbare, daß er zum Schrei keine Zeit fand. Das Entsetzen schlug ihm mit eiskalter Hand auf den Mund, und Todesgrauen lähmte ihn. Er konnte keine Bewegung machen, konnte kein Gebet mehr stammeln; nur zu einem letzten Gedanken war Zeit und Kraft. Und dieser letzte Gedanke war „Mutter“ . . .

Diesen stummen Ruf stieß seine Seele aus, als er schon bis an den Hals versunken war. Sumpfgras stach schon seine Lippen, und zähe Nässe klebte ihm am Schädel. Da spürte er plötzlich, wie eine sanfte Gewalt sich ihm entgegenstemmte. Seine Füße stießen an ein festes Hinderniß, und zugleich fühlte er sich aufwärts gehoben, vorsichtig und liebevoll, doch schnell. Es war ihm, als flöge er voll himmlischen Wohlgefühls empor, das Moor glitt wie alle irdische Beschwer von ihm, und schon stand er auf festem Boden, zwischen den schlanken Erlen, am Rande des Sumpfes, beschmutzt von Kopf bis Fuß, triefend, aber gerettet.

Das alles war so schnell gewesen wie sein Gedanke „Mutter“. Nicht zehn Schläge hatte sein Herz indeß gethan. Aber nun sah er etwas Seltsames: da, wo sich der Sumpf wie ein zäher Wirbel schloß, nachdem er ihn ausgespien, schimmerte etwas im Nachtschein. Und da er hinsah, sah er: es war eine Hand, die dort in's Moor zurücksank, hinabgezogen wurde, als hätte ein unten Liegender sie hinaufgereckt. Es war eine kleine gichtgekrümmte Frauenhand, am Goldfinger einen dünnen schmalen Ring. Und der Soldat erkannte diese Hand, die ihn hinaufgehoben hatte aus dem Sumpftod: es war die arbeitsharte, schmerzverkrümmte Hand seiner Mutter. . . .

Da betete er, ehe er den Weg zum Regiment zurücksuchte. Ein wunderbares Gefühl durchströmte ihn, als sei sein ganzes Leben nun gegen Unglück und Tod gefeit.

Aber zwei Wochen später erreichte ihn ein Brief des Pastors seiner Heimathgemeinde. Der theilte ihm in schonenden Worten den Tod seiner Mutter mit. Sie war nach kürzester Krankheit plötzlich eines Nachts verschieden — aber es war die Nacht der wunderbaren Rettung des Soldaten gewesen! Und ehe sie verschied, habe sie mit letzter Kraft ihre Hände gefaltet und mit dem letzten Athemzuge laut gebetet: „Herr, laß meine Hand, wenn er strauchelt, ihn aufheben und nimm mein Leben für sein Leben.“

„Mater misericordiae.“

Die Chaussee führte mit zerschossenen Bäumen schnurgerade an das Ufer des Narew. Aber die Brücke hinüber war längst zerstört. Die Deutschen marschirten auf dem zerfahrenen, zerrissenen Wege und wollten über den Fluß. Wo einmal die Brücke begonnen hatte, lag ein todtes, verlassenes Dorf. Nur große Vögel bevölkerten es. Am Ufer stand, allein wohl erhalten, ein Kapellchen. Ein starker Stock trug das kleine Gehäus, hinter dessen Gitter eine Madonna stand, eine Mutter des Erbarmens, den blauen Mantel mit beiden Händen aufhebend und den Beladenen und Trostlosen darin Zuflucht bietend. Aus Holz geschnitzt, stand sie mit braunem Gesicht unter schillerndem Flitterkram starr, steif, freundlich in ihrem Tempelchen und sah gelassen in den Krieg hinein.

Ein Soldat, ein Unteroffizier, bärtig und braun, gedrungen und klein, dreier Buben Vater und einer lieben Frau Mann, sah das bunte Madonnenbild. Und fromm bekreuzte er sich. Aber nicht genug damit; ihn schien die lieblose Mißhandlung der Jungfrau zu grämen. Er bückte sich nach den Wegrändern und suchte dort die blaßblauen Skabiosen, die der beginnende Herbst zum Blühen brachte, sammelte eine Handvoll und steckte sie in das Gitter des Bildstocks, sprach dazu ein schnelles, aber inbrünstiges Gebet und lief seiner Mannschaft nach.

Doch ein unvermuthet starkes Abwehrfeuer zwang die Leute, sich zurückzuziehen. Ehe der Feind das jenseitige Ufer räumte, verschoß er seine letzte Munition. Und erst bei Anbruch der Nacht konnten die Deutschen wieder vorrücken. Als sie das Ufer erreichten, suchte der Unteroffizier das Kapellchen der Maria. Aber vergeblich. Es stand nicht mehr da. Ein zersplitterter Stamm ragte nur noch von ihm, das verbogene Gitter lag am Wege, und von dem Bildwerk selbst war nichts übrig. Vielleicht war es das Ufer hinabgerollt in den Fluß, dessen Strömung es fortgerissen hatte.

An dieser Stelle gab es eine Furt. Man bedurfte keines umständlichen Brückenschlages, sondern konnte den doch ziemlich breiten Fluß entkleidet durchwaten. Lachend und scherzend zogen sich die Soldaten aus, luden Kleidung und Tornister auf den Kopf und stiegen in den kühlen ziehenden Fluß.

Der Unteroffizier konnte nicht schwimmen. Die Strömung ging an einer Stelle stark, plötzlich fühlte er den Boden sich entglieten, er schwankte, wurde aufgehoben, und schon riß es ihn fort. . .

Es war so tiefe Nacht, daß keiner ihn untersinken, forttreiben, verschwinden sah. In seinen Ohren brauste es, als wäre er in Meer und Sturm gerathen. Er schlug um sich, aber schon war der Fluß tief geworden, und das Wasser wirbelte ihn wie ein Spielzeug um und um. In diesen Sekunden bewegte das Herz des Ertrinkenden Unaussprechliches. Sein Geist durchflog sein Leben von Kindheit bis Vaterschaft, von der friedseligen Jugend bis zu dem Augenblick, wo er sein letztes Gebet zur Maria emporgesandt. . . .

Da trieb etwas an ihn heran, streifte ihn, drängte sich an seine Brust. Er griff mit letztem Bewußtsein zu, und es hielt ihn. Das, was er da umklammerte, hob sein Haupt über das Wasser. Die Kälte schwand, ihm wurde wohl und warm, als würde ein Mantel um ihn geschlungen. Und dieser selbe Mantel schien ihn über Wasser zu halten. Eine laue Strömung trieb ihn an's gewünschte Ufer, und eine letzte, freundlich aufsluthende Woge legte ihn sanft in das Gras der Böschung.

Er hatte aber das Ding, das er umschlungen, nicht losgelassen. Nun lag es neben ihm, und er sah: es war die Madonna der kleinen Kapelle, die Mutter des Erbarmens mit dem gnädigen Mantel, der er Gebet, Gruß und Blumen dargebracht. Sie war, den treuen Beter zu belohnen, ihm entgegengeschwommen, hatte den Mantel rettend um ihn geschlungen und ihn unversehrt an's Land gebracht.

Ehe der Soldat weiterzog, stellte er das wunderbare Bild in den Schatten eines Baumes, dankte ihm aus tiefstem Herzen und grüßte es ehrfürchtig als einen Engel Gottes.

Die Schafzucht in Deutschland.

Aus Hamburg wird uns geschrieben:

Unsere Schafzucht hatte in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Rückgang erfahren. Während wir 1878 noch 23 Millionen Stück Schafe besaßen, ging ihre Zahl auf nicht ganz acht Millionen im Jahre 1904 zurück. Die Ursachen für den Rückgang sind, wie kürzlich in dem Amtsblatt der Landwirthschaftskammer für die Provinz Ostpreußen angeführt wird, auf die billigere ausländische Wolle und den Wollersatz durch die noch billigere Baumwolle, sowie auf die zunehmenden Schwierigkeiten einer ausreichenden Weideernährung der Schafe infolge des Verschwindens der Brache aus dem Ackerbaubetriebe, des Ablösens der Weidegerechtsame, der Aufforstung von Brachländereien zurückzuführen.

Erst seit einigen Jahren hat man mehr und mehr den wirthschaftlichen Werth der Schafzucht wieder schätzen gelernt, und es trat eine, wenn auch nur geringe Zunahme des Schafbestandes ein, die nach der neuesten Viehzählung von 1914 4,4 Prozent betrug. Da die Wollpreise von 1910 an um rund 100 Mark für den Doppelcentner norddeutsche Schafwolle höher als in dem Jahrzehnt vorher, der Preis für Hammelfleisch sich um rund 40 Mark für den Doppelcentner in dem gleichen Zeitraum höher als in dem Jahrzehnt vorher hielt, waren die Voraussetzungen für eine gewinnbringende Schafhaltung wieder günstiger geworden.

Der Krieg hat uns aber erst recht deutlich erkennen lassen, wie günstig die Schafzucht unsere Fleisch- und Wollproduktion beeinflussen und uns unabhängiger vom Auslande machen kann. Die deutsche Bevölkerung, die sich vor dem Kriege mit dem Schaffleisch nicht recht befreunden konnte, hat bei dem zeitweise eintretenden Fleischmangel dieses Fleisch schätzen gelernt, und die gesteigerte Nachfrage nach Fleisch und Wolle führte zu einer Steigerung der Schaffleisch- und Wollpreise. Ob das Schaffleisch für unsere Ernährung auch nach dem Kriege ebenso hoch im Kurs stehen wird, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, jedenfalls ist aber anzunehmen, daß, infolge des durch den Krieg verursachten Rückganges unserer Wollwaarenbestände, die Wollpreise höher als vor dem Kriege sein werden. Die Schafzucht wird sich also auch nach dem Kriege wieder einträglich gestalten.

Die Förderung der Schafzucht wird sich auch aus dem Grunde empfehlen, weil das Schaf ein in der Nahrung besonders genügsames und leicht zu befriedigendes Thier ist und niemals, wie z. B. das Schwein, als der Nahrungs-Conkurrent des Menschen auftritt, oder wie das Rindvieh zur Erziehung von Höchstleistungen von nicht in der eigenen Wirthschaft gewonnenem Zufutter abhängig ist.

Der oft für den Rückgang der Schafzucht angeführte Grund, es seien keine Schäfer zu bekommen, und alte Schäfer gäben ihren Beruf auf, wird in Wegfall kommen, wenn der Schäfer sieht, daß er in der Schafzucht ein Feld lohnender Berufsarbeit findet. Außerdem wird auch mancher Kriegsbeschädigte hier Brot und Beschäftigung finden können. Die Schäferfrage kann auch, wie in dem genannten Fachblatte erörtert wird, befriedigend gelöst werden durch Schulung des jungen Nachwuchses aus den Schäferfamilien und durch Hebung des Interesses der Schäfer durch eine Gewinnbetheiligung aus der Schäferei, sei es, daß die Gewinnbetheiligung nach der Gewichtszunahme der Thiere oder der Wollverwerthung berechnet wird.

Jedenfalls erwachsen der Förderung der Schafzucht, deren volkswirthschaftliche Bedeutung jetzt so recht in die Erscheinung getreten ist, große und bedeutungsvolle Aufgaben. Ihr weiter aufzuhelfen, ist eine wirthschaftliche Pflicht, die noch während des Krieges mit allen möglichen Mitteln in Angriff genommen werden muß.

Die deutsche Auslandsschule und ihre Zukunfts-Aufgaben.

Aus Hamburg wird geschrieben: Die deutschen Schulen im Auslande haben in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege einen ungeahnten Aufschwung genommen. Während es im Jahre 1870 im europäischen Auslande nur 24, in Uebersee nur etwa 26 nennenswerthe deutsche Schulen gab, berechnete man für das Jahr 1904 über 1000 deutsche Auslandsschulen mit mehr als 40,000 Kindern und etwa 1600 Lehrern, und ihre Zahl stieg bereits bis 1907 auf 1242 Schulen mit 64,600 Schülern. Bei diesen Angaben sind die vielen mehr oder weniger deutschen Schulen in den Ver. Staaten von Amerika außer Berechnung geblieben.

Diese Zahlen verdeutlichen uns, so schreibt die „Post“, eine gewaltige Kultur-Arbeit des deutschen Volkes, die bislang in weiten Kreisen leider viel zu wenig gewürdigt worden ist. Die Gesammtzahl der Auslandsdeutschen betrug vor dem Kriege rund 22 Millionen. Der allergrößte Theil dieser Massen ging mangels geistiger und auch wirthschaftlicher Bindemittel mit der Heimath dem Deutschthum verloren; er bildete im besten Falle den „Kulturdünger“ fremder Völker und Rassen. Nur wenige, geistig hochstehende Personen und nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl in Siedelungen zusammenlebender Deutscher vermochten sich gegen den Einfluß der Fremden zu wahren und ihr Volksthum zu Ehren zu bringen.

Anders wurde es erst, als unter den Auslandsdeutschen die Arbeit des deutschen Lehrers bewußt und planmäßig einzusetzen begann. Dobert Höniger, ein guter Kenner des Deutschthums im Auslande, nennt die deutschen Auslandsschulen „Muster-Anstalten, die nicht nur die Erziehung des deutschen Nachwuchses in deutschem Geiste gewährleisten, sondern weit darüber hinaus dem Deutschthum Ansehen und Anerkennung gewinnen“ Es ist darum nur mit Freuden zu begrüßen, daß unsere Schulen im Auslande außer den Kindern der Reichsdeutschen auch Angehörige andere Völker als Lernende aufnehmen. Denn nichts bringt Menschen so nahe zusammen wie gemeinsame Sprache und gemeinsame Bildung.

Hiermit ist aber auch der deutschen Auslandsschule ihre Zukunftsaufgabe gestellt: Verbreitung der deutschen Sprache über die ganze Erde und damit Verbreitung deutschen Wesens und deutschen Geistes, deutscher Fertigkeit und deutscher Waaren, deutscher Kunst und deutscher Bildung, mit einem Worte: deutscher Kultur, und zwar in weit höherem Maße als bisher. Es darf nicht Wunder nehmen, daß wir hiermit schon, noch inmitten des gewaltigsten Krieges stehend, den die Welt je gesehen, unsern Blick in die Zukunft lenken. Denn gerade das unterscheidet uns ja von unseren Gegnern, daß wir auch jetzt, inmitten eines unerhörten kriegerischen Kraftaufwandes, noch Zeit finden, friedlichen Kulturzielen die Wege zu ebnen.

Nach dem Kriege, so hoffen wir zuversichtlich, wird sich das deutsche Wirthschaftsleben mit gewaltigem Flügelschlage neu erheben; es wird mit unwiderstehlicher Kraft wieder hinausdrängen über die Grenzpfähle der engeren Heimath. Der deutsche Kaufmann wird in vervielfachter Anzahl in allen Handelsplätzen der Welt seine Niederlassungen errichten; zu Tausenden werden auch deutsche Gelehrte und Werkmeister in's Ausland gerufen werden, und sie alle werden freudig an's Werk gehen, in deutschem Sinne und Geiste. Sie aber und ihren Nachwuchs zu stützen und zu stärken; sie nicht untergehen zu lassen im Wogengebrause fremden Lebens und fremder Kultur; sie zu lehren, daß, wo sie auch immer sein mögen, die Wurzel ihrer Kraft und ihres Könnens allein im deutschen Heimathboden steckt; sie zur Erkenntniß zu erziehen, daß der Brennpunkt all ihrer Arbeit einzig der deutsche Gedanke sein darf — das ist die Aufgabe der deutschen Auslandsschule und des deutschen Auslandslehrers.

Unsere Auslandschulen genossen bisher noch nicht die Unterstützung, die ihnen ihrer Bedeutung gemäß zukam; nicht immer ist den Tüchtigsten unserer heimischen Lehrer der Weg zu jenen Städten genügend geebnet worden. Und gerade dort bedarf es unter oft schwierigen Verhältnissen ernster, treuer und hingebender Arbeit. War schon vor dem Kriege die Förderung der deutschen Auslandsschulen eine dringende Aufgabe unseres Volkes, so wird sie es in Zukunft in noch viel höherem Maße sein müssen, und es ist dringend zu wünschen, daß der Auslandsschule dann von Seiten der Reichsbehörden das Maß von Schutz und Fürsorge gewährt wird, auf das sie auf Grund ihrer bisherigen Leistungen berechtigten Anspruch hat.

Wie der Flieger mit der Erde spricht.

Es ist natürlich von erheblicher Bedeutung, daß der Flieger nicht erst nach der Landung seine Meldungen macht, sondern daß er schon während des Fluges Nachrichten über seine Beobachtungen, Erkundungen und Aufklärungen übermitteln kann. Zahlreiche Versuche hat man angestellt, um die besten Methoden hierfür zu finden. Draht-Telegraphie und -Telephonie, die für die Nachrichten-Uebermittelung vom Fesselballon uns sehr gute Dienste leisten, scheiden bei'm Flugzeug von vornherein aus. Aber auch die Wellen-Telegraphie läßt sich — vorläufig wenigstens — noch nicht verwenden, da die Anbringung der Empfangs- und Sendedrähte, der Antennen, Schwierigkeiten bereitet, die noch nicht überwunden sind. Vorzügliche Erfahrungen hat man dagegen mit optischen Signalen gemacht, über die ein Aufsatz von Hans Günther im letzten Heft der Zeitschrift „Die Luftflotte“ belehrt. Die Franzosen entwickeln Rauch- und Rußwolken zur Zeichengebung, wobei sie einen von James Means erfundenen Apparat verwenden, der sich anscheinend bewährt. Das Verfahren versagt aber bei Nacht und Nebel und ist nur vom Flugzeuge aus zu gebrauchen, während man zum Flugzeug hinauf nicht damit „sprechen“ kann. Die deutschen Flieger benutzen einen von Prof. Donath construirten Signalspiegel. Dieser Apparat stellt einen kleinen Scheinwerfer dar, mit dem man lange und kurze Lichtblitze aussenden kann. Als Lichtquelle dient eine im Brennpunkte eines Parabolspiegels angeordnete Osramglühlampe, deren Leuchtdraht-System durch den Strom auf sehr hohe Temperatur, fast bis zum Schmelzpunkt (2800 Grad), erhitzt wird. In Folge dessen liefert der Apparat die ungewöhnlich hohe Lichtstärke von etwa 10,000 Kerzen. Allerdings ist dadurch die Lebensdauer der Lampe auf nur 40 bis 50 Stunden beschränkt, doch spielt das natürlich keine Rolle, da der Flieger Reservelampen mitführt. Der Betriebsstrom für die Lampe wird von einer siebenzölligen Sammler-Batterie geliefert, die — ein Meisterwerk ihrer Art und für diesen Zweck besonders entworfen — mit ihrem Metallgehäuse nur vier Kilogramm wiegt, so daß sie sich bequem in einer Umhängetasche untergebracht werden kann.

Besonders wichtig ist auch, daß man die Batterie, trotzdem sie mit Löchern zum Entweichen der Gase versehen ist, auf den Kopf stellen kann, ohne daß ein Tropfen Säure hinausläuft. Der durch ein biegsames Kabel mit der Batterie verbundene Signalapparat wiegt nur 1 Kilogramm. Soll eine Meldung übermittelt werden, so wird die Stelle, der das Signal gilt, mit Hülfe eines über dem Spiegel angebrachten Visierrohres genau ins Auge gefaßt. Dies ist nöthig, da die Streuung des Spiegels nur 2 bis 6 Grad beträgt. Drückt man dann auf einen am Signalgriff angebrachten Knopf, so flammt das Flämmchen auf, und zwar ruft kurzer Druck einen kurzen, längerer einen langen Lichtblitz hervor. Diese Elemente lassen sich dem Morsealphabet gemäß zu Buchstaben und Worten zusammenstellen, so daß man bequem mit der Erdstation sprechen kann, die auch ihrerseits mit dem gleichen Apparat dem Flieger Antworten und Nachrichten geben kann. Der Spiegel thut seine Schuldigkeit nicht nur des Nachts und in der Dämmerung, sondern auch am Tage, im grellsten Sonnenschein und ist also dem Ruß-Apparat in jeder Beziehung überlegen. Sollen nicht nur Meldungen, sondern auch Skizzen der feindlichen Stellungen des überflogenen Gebietes usw. übermittelt werden, so reichen optische Signale naturgemäß nicht aus; dann muß man auf das älteste Verbindungsmittel zwischen Flugzeug und Erde, das Abwerfen der Meldungen, zurückgreifen. Dazu verwendet man heute besondere Apparate, die mit einem beim Aufschlagen auf den Boden sich entzündenden Brandsatz versehen sind. Auf diese Weise läßt sich die Stelle, an der die Meldung niedergefallen ist, bei Tage und bei Nacht in jedem Gelände schnell ermitteln. Diese „Briefbomben“, die von einem französischen Ingenieur Fugairon erfunden sind, sollen sich bewähren; sie sind vorderhand das einzig brauchbare Mittel zur Uebermittlung von Zeichnungen.

Ludwig Manzel's Hindenburg-Statuette.

Als Geschenk des engeren Stabes des Hauptquartiers Ost ist dem Generalfeldmarschall von Hindenburg zu seinem Militärjubiläum, wie bereits kurz berichtet wurde, eine Bildnißstatuette von der Hand Ludwig Manzel's, des Berliner Meisters, überreicht worden. Das Werk ist im Hauptquartier selbst entstanden. Der Feldherr hat dem Künstler mehrere Sitzungen dafür gewährt, und gleichzeitig entstand auch eine Bildnißbüste Hindenburg's von der Hand Manzel's. Die Statuette, die in Bronze ausgeführt und etwa 50 Centimeter groß ist, steht auf einem Steinsockel. Sie zeigt Hindenburg in schlichter kraftvoller Haltung, so wie er im Leben zu stehen pflegt, straff aufgerichtet, breitbeinig, den Kopf etwas zur Seite gewandt. Die eine Hand hält den Marschallstab, die andere stützt sich auf den Degen. In seiner Schlichtheit hat dieses erste plastische Bildniß des Feldherrn in ganzer Figur, zu dem er selbst gestanden hat, dokumentarischen Werth.

Die Erlebnisse des „Fliegerlieutenants.

In der Berliner „Morgenpost“ lesen wir:

Der Trainer Adolf Seep, der unter der Anklage des Diebstahls und Betrugs der Strafkammer des Landgerichts 1 vorgeführt wurde, ist ein Mann, der sich mit großer Beredsamkeit zu vertheidigen weiß. Der Angeklagte ist viel in der Welt herumgekommen und hat sich jahrelang in Paris aufgehalten, weil er von der Hamburger Polizei wegen eines noch unbeglichenen Schuldcontos gesucht wurde. Es handelte sich um einen Betrug, den er in Hamburg mit einem sogenannten „Favoritpferde“ gegen eine Dame ausgeführt hat. Als der Ausbruch des Krieges unmittelbar bevorstand, wurde ihm der Boden in Paris zu heiß, und er kehrte wieder nach Deutschland zurück.

Ueber seine Rückkehr hierher erzählt er eine romantische Geschichte von seinen Kreuz- und Querfahrten nach Ostende, Verviers, Lille, Douai und von einer angeblichen Luftballonfahrt über Lüttich. Die Hauptsache ist, daß er schließlich einen Schatz von 18,000 M. bei sich getragen haben will, der ihm auf seiner fluchtartigen Fahrt nach Deutschland in unerklärlicher Weise abhanden gekommen sein soll. Er kann eine Erklärung nur in der Thatsache suchen, daß er zeitweise an epileptischen Anfällen leidet, bei denen er besinnungslos wird. Hier in Berlin hat er kurz hintereinander bei zwei Zimmervermietherinnen die Gelegenheit zu Diebstählen ausgenutzt. Bei der einen hatte er sich als „Fliegerlieutenant“, bei der anderen als „Beamter des Kriegsministeriums“ ausgegeben.

Bei beiden wohnte er einige Tage, ließ sich mit Kaffee und Frühstück bewirthen und war dann bei Nacht und Nebel unter Mitnahme von Werthgegenständen verschwunden. In dem einen Falle war es ihm geglückt, den wohlgefüllten Reisekorb eines in derselben Pension wohnenden Schriftstellers und außerdem ein der Wirthin gehöriges Seidenkleid unbemerkt auf die Straße zu befördern. Das Kleid hat er in aller Eile an eine junge Händlerin verkauft, der er sich als Fluglieutenant vorstellte, zugleich sich aber in sie verliebte und ihr den Vorschlag machte, mit ihm eine „Mondscheinfahrt durch die Lüfte“ zu machen. Noch ehe er die übrigen gestohlenen Sachen zu Gelde machen konnte, wurde er bereits festgenommen.

Vor Gericht wollte er glauben machen, daß er von seinen Strafthaten nichts wisse, diese vielmehr in einem epileptischen Dämmerzustande ausgeführt haben müsse. Ein Antrag des ihm gestellten Offizialvertheidigers, den Geisteszustand des Angeklagten zu beobachten, wurde nach Anhörung des ärztlichen Sachverständigen abgelehnt. Das Schöffengericht hatte den Angeklagten zu einem Jahr sechs Monaten Gefängniß verurtheilt; die Strafkammer ermäßigte die Strafe auf ein Jahr Gefängniß.

Die vergessenen englischen Offiziere.

Die folgende, in der „Army and Navy Gazette“ berichtete Geschichte wirft ein bezeichnendes Licht auf die mehr als ungeordneten Zustände in der englischen Heeresleitung: Als der Krieg ausbrach, wurde der Offizier X. für felddienstuntauglich erklärt und in den Stab der in England gebliebenen Schutztruppen versetzt. Nach einem halben Jahre neuerdings untersucht, wurde der Offizier felddienstfähig erklärt. Drei Monate später erhielt er ein Telegramm der Heeresleitung ohne Unterschrift, in welchem ihm befohlen wurde, aus dem Stabsdienst zu treten und sich zur Abreise an die Front bereitzuhalten. Gleichzeitig erhielt der Offizier Y. an der Westfront den Befehl, als dienstuntauglich nach England zu reisen und zur Uebernahme des Heimathdienstes des Offiziers X. sich bereitzuhalten. Beide Offiziere folgten den Befehlen: der eine trat aus dem Dienst in England, der andere aus dem Dienst in Frankreich. Und so trafen sie beschäftigungslos in London zusammen. Seitdem sind Monate vergangen, und die beiden Offiziere haben keinen weiteren Befehl erhalten. Der eine kam nicht an die Front, weil man vergessen hat, ihn einzuberufen, und der andere kann aus dem gleichen Grunde nicht in den Stab in England. Sie sind ganz einfach — vergessene Offiziere.

Hoffnung. — Hausherr (die Vorbereitungen für die Feier der silbernen Hochzeit treffend): „Dem Sekretär Knurrhahn geben wir wieder das Fräulein Windmüller als Tischdame. Weißt Du noch, Alte, auf unserer grünen Hochzeit sind die beiden auch nebeneinander gesessen, und da schien sich etwas anzubandeln; vielleicht erklärt er sich heute endlich.“

Todesfälle.

Am 3. August Elisabeth Popp, Nr. 2448, Frederick-Avenue, 58 Jahre alt.
Am 2. August James J. Dailey, Nr. 113, Süd-Carey-Straße, 53 Jahre alt.
Am 3. August John H. Howard, Johns Hopkins Hospital, 34 Jahre alt.
Am 3. August Max Kurtzga, Johns Hopkins Hospital, 33 Jahre alt.
Am 2. August Eugenia L. Lewis, Nr. 1604, Nord-Calvert-Straße, 19 Jahre alt.
Am 2. August Ida M. Little, Nr. 3420, Hickory-Avenue, 23 Jahre alt.
Am 4. August William Macht, Israelitisches Hospital, 15 Jahre alt.
Am 3. August John W. Norfolk, Nr. 2508, Federal-Straße, 86 Jahre alt.
Am 3. August Ida B. Baretti, Nr. 2825, Nord-Calvert-Straße, 63 Jahre alt.
Am 3. August G. F. August Schlutter, Merch Hospital, 39 Jahre alt.
Am 4. August Alice Shcare, „Howard A. Kelly Hospital, 55 Jahre alt.
Am 2. August Marie Simms, St. Joseph's Hospital, 24 Jahre alt.
Am 3. August Alice F. Stern, „Women's Hospital,“ 40 Jahre alt.

Emilie Reiche.

Es starb am 5. August 1916 Emilie Reiche in ihrem 69. Lebensjahr, im „Allgemeinen Deutschen Greisenheim“. Die Trauerfeier findet am Montag, Morgens 11 Uhr, im Greisenheim statt. (Aug6—7)

Charles H. Kaiser.

Es starb am 4. August 1916 Charles H. Kaiser in seinem 60. Lebensjahr, geliebter Gatte von Eliza Kaiser. Verwandte und Freunde sind eingeladen, der Trauerfeier am Montag, Nachmittags 4 Uhr, in seiner Wohnung, Nr. 829, Nord-Fulton-Avenue, beizuwohnen. Beisetzung privatim. (Aug6—7)

Franz Appel.

Es starb am 4. August 1916 Franz Appel, geliebter Gatte der verstorbenen Doris Appel, im Alter von 81 Jahren. Beerdigung privat von der Wohnung seiner Tochter, Frau Dora F. Walling, Nr. 2406, Arunah-Avenue, am Montag, 7. August, Morgens 10 Uhr. Beisetzung auf dem „London Park-Friedhofe.“ (Aug5—7)

Leichenbestatter.

H. Sander & Söhne,
Leichenbestatter und Einbalsamirer.
Baltimore-Straße und Broadway.
Nr. 1708—1710, Fleet-Straße.
C. & P. Phone: Wolfe 1256.

Daniel Easton,
Leichenbestatter und Einbalsamirer.
916 Pennsylvania-Avenue.
Telephon: Mt. Vernon 5496.
(Nov2,13)

Lilly & Zeiler,
(Nachfolger von G. France)
Leichenbestatter und Einbalsamirer,
Nr. 403, Süd-Wolfe-Straße.
C. & P. Phone: Wolfe 1433. Nachts offen.
Tadellose Bedienung. Mäßige Preise.
Zweigbüreau: Nr. 700, 3. Str., Highlandtown.
C. & P. Phone: Wolfe 1222.
(März12,7Mte)

Albert E. Fuller,
Leichenbestatter und
Einbalsamirer,
221 Nord-Broadway.
Erstklassige Limousine- und Kutschen-Begräbnisse zu mäßigen Preisen.
Nie geschlossen.
Telephon: Wolf 2203.

Telephon im Büreau: Wolfe 2290.
Zu der Wohnung: Wolfe 4195.
Christian Miller,
Leichenbestatter und Einbalsamirer.
Nordwest-Ecke Jefferson-Str. und Monford-Ave.
Baltimore, Md.
Limousine-Beerdigungen. Tag und Nacht offen.
Elektrisch erleuchtete Limousine für Hochzeiten und alle Gelegenheiten.
(Juni25,13,E&S)

John Herwig,
Leichenbestatter.
Nr. 2008, Orleans-Straße, Baltimore, Md.
Zweigbüreau: Nr. 3705, West. Eastern-Avenue, Highlandtown, Baltimore-County.
Kutschen zu vermiethen für alle Gelegenheiten.
(Mai20,13)

Friedhöfe.

Baltimore Cemetery.
Büreau: Haupt-Eingang North-Avenue, östlich von der Gay-Straße.
Begräbnißplätze zu verkaufen von $45 an.
Section „X“, unter immerwährender Aufsicht, $75. Raum für 3 einfache Gräber. Elegante neue Kapelle.
Luzernestraßen-Eingang jetzt offen.
(Juni10,13)

London Park Cemetery.
Haupt-Eingang: Frederick Road.
Büreau: Nr. 21, West-Saratoga-Straße.
Begräbnißplätze von $25 an, unter beständiger Aufsicht. Schnittblumen, Gewinde, Pflanzen etc. sind im Treibhaus am Haupt-Eingang zu finden. Unser Agent wird, wenn gewünscht, vorsprechen.

Kirchliche Anzeigen.

Dreieinigkeits-Kirche.
Trinity-, nahe High-Straße.
Am 17. August im Cannstatter-Park.
Pastor Sterger's Volksfest. Herzlich willkommen.
(Aug5—6)

Vermischte Anzeigen.

Danksagung.
Ich wünsche auf diesem Wege dem Gefühl meiner tiefsten Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen, das ich für meine vielen Freunde wegen Ihrer Theilnahme hege, die Sie für meinen großen Schmerz anläßlich des Todes meines Gatten John Werner zeigten. Besonders dankbar bin ich der „Germania-Loge Nr. 160, A. F. & A. M.,“ der „Baltimore Jobbing Confectionery Association,“ dem „Mortebello Gemeinde-Verein“ und meinen vielen Freunden für die prachtvollen Blumenspenden.
(Aug6) Mary E. Werner.

Conrad Fahmüller & Sons
Polsterer, Matratzenmacher und Tapezierer,
Nr. 1931, West-Lombard-Straße.
Sendet Postkarte.
Roßhaar-Matratzen gefertigt und renovirt.
Fenster-Rouleaux.
Reparaturen an Möbeln aller Art.
(Jan14—)

Karl Schmidt,
Deutsches Cafe und Restaurant,
317 West-Baltimore-Straße.
Feine Weine, Liköre und Cigarren.
Mahlzeiten zu allen Stunden servirt.
Lunsch für Geschäftsleute von 12 bis 3 Uhr.
Mäßige Preise.
Die besten Biere, „Perfect Brew“ und Piel's Bier, am Zapf. (Nov29,T&S—)

Schaukästen u. Laden-Einrichtungen
Muster-Stand- und Ladentisch-Kästen zu Spezialpreisen.
Kauft in der Fabrik.
Ruse & Co.,
808 Low-Straße, nahe Front-Str.

THE J. F. WIESSNER & SONS BREWING CO.
Unabhängige Brauerei,
Bureau: Nr. 1700 Nord-Gay-Str.
Baltimore, Md.

Abonnenten, die den „Deutschen Correspondenten“ nicht pünktlich oder unregelmäßig erhalten, sind gebeten, der Office davon per Telephon oder schriftlich Mittheilung zu machen.